

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Wolfgang Bortlik**

**Hopp Schwiiz!**

*Fußball in der Schweiz oder die Kunst der ehrenvol-*

*len Niederlage*

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung  
von Text und Bildern, auch auszugsweise,  
ist ohne schriftliche Zustimmung des  
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.  
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,  
Übersetzung oder die Verwendung in  
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

# Inhalt

Einleitung, oder: Strellers Zunge	9
Wie der Fußball in die Schweiz kam	19
Die Vereine legen los	25
Fußballweltmacht Schweiz	33
»Die Besten zu finden, wird nicht immer ganz einfach sein!«	37
Vom Fußballkampf zur Anbauschlacht	41
Proletarische Jäger des runden Leders	47
»Diese Prostitution ist unwürdig und ungesund«	51
Der Ball rollt in den Röstigraben	55
Fußball wird gefährlich	61
Der inoffizielle Europameister und sein Star	65
»Durch ehrliche Arbeit zu einer nationalen Sache«	75
Fußball für Mussolini	83
Der Pleitegeier kreist	87
Landesverteidigung oder Kollaboration?	89
Der Riegel des Österreichers	95
Fußball ist neunzig Minuten Leben	99
Fußball in Uniform	101
Großmacht des guten Willens	107
Zu Hause bei freundlichen Schweizern	111
Das schwierige Internationale	119

Auf nach Chile!	123
Neue Spieler braucht das Land	127
Basel gegen Zürich, Odermatt gegen Kuhn	131
Die Jahre der schrecklichen Niederlagen	137
Rebellion ist berechtigt!	141
Jetzt spielen die auch noch Fußball	145
Ausländer raus, aber nicht alle	149
Die Grashüpfer kommen wieder	153
Panik regiert	157
Qual kommt von Qualifikation	165
Das welsche Element	173
Geschichten von Aufstieg und Fall	179
Neues Spiel, neue Hoffnung	185
Nach 28 Jahren wieder dabei	189
»Wenn Natur und Menschen kaputtgehen, dann geht das auch Fußballer etwas an!«	197
Zurück im alten Fahrwasser	203
Attacke aus dem Süden	209
Clubs als kriminelle Vereinigungen	213
Neuanfänge	219
Nights to remember oder Geduld bringt Rosen	225
Mit Geduld und Spucke	229
Die Nacht der Schande	233
Zu Gast bei Freunden in Deutschland	239
Der lange und gewundene Weg zur eigenen EM	243
Stil der Zukunft	247
Danksagung	253

## Einleitung, oder: Strellers Zunge

Das kann nicht gutgehen, man sieht es sofort. Marco Streller streckt die Zunge heraus und beißt hektisch darauf herum. Er macht das zwei, drei Mal, seine Zunge scheint ihn mehr zu interessieren als der bereitliegende Ball. Die Leute im Stadion sehen das vielleicht nicht, aber das Fernsehen zeigt es in schonungsloser Deutlichkeit. Strellers Zunge hat sich vor lauter Nervosität ihres Besitzers selbständig gemacht. Der 27-jährige Stürmer, gerade mit dem 1. FC Köln aus der Bundesliga abgestiegen, wird an diesem Abend der erste Elfmeterschütze für die Schweizer Nationalmannschaft sein.

Es ist der 26. Juni 2006 im Kölner Stadion, und soeben haben wir eines der langweiligsten und verkorkstesten Fußballspiele der Weltmeisterschaftsgeschichte hinter uns. Beim Achtelfinale Schweiz gegen die Ukraine hat sich in den vorausgegangenen 120 Minuten keine der beiden Mannschaften willens gezeigt, ein Tor zu schießen. Stattdessen haben die Spieler ihre Aktivitäten in die Gegend der Mittellinie verlegt. Zäh wogte der Kick hin und her, das logische Ergebnis dieses unansehnlichen Kampfes: nichts zu gar nichts, 0:0. Nun muss das Elfmeterschießen entscheiden.

Noch ist Marco Streller der »Held von Istanbul«, wo er im November des Vorjahres beim Ausscheidungsspiel der Schweizer gegen die Türkei gegläntzt hat. Nervenstark ließ er damals den türkischen Torwart aussteigen und erzielte den zweiten Treffer, der die Eidgenossen zur Weltmeisterschaft nach Deutschland brachte. Aber nun ist Streller auf dem besten Weg, zum »Depp von Köln« zu werden.

Der große Star der Ukrainer, Andrij Schewtschenko, ist es schon ein bisschen. Er hat den ersten Elfmeter verschossen und den Schweizern eigentlich die allerbesten Voraussetzungen für den Einzug ins Viertelfinale geschaffen. Aber Streller und seine Zunge versagen: Den schwach geschossenen Ball hält der gegnerische Torwart ohne Mühe.

Die Hoffnung stirbt zuletzt, auch wenn der zweite Schütze der Ukraine seinen Elfmeter ordentlich versenkt hat. Jetzt ist Tranquillo Barnetta dran. Er steht ebenfalls bei einem deutschen Bundesligisten in Diensten, bei Bayer Leverkusen. Sein Ball klatscht an die Querlatte. Dass danach Ricardo Cabañas, auch er vom 1. FC Köln, seinen Penalty versemmt, nimmt man nur noch ergeben hin. Mit 0:3 geht das Elfmeterschießen verloren. Die Schweiz ist gegen die spielerisch äußerst bescheidene Ukraine ausgeschieden und kann heimreisen. Es war kein epischer Kampf, kein herz- und nervenzerfetzender Fußballthriller, sondern eine leise Tragödie der zurückhaltenden Schweizer Art: O sämtliche Götter im Fußballhimmel, wir legen unsere wunden Seelen in eure heilenden Hände und hoffen auf ein nächstes Mal.

Marco Streller ist ein freundlicher junger Mann, der in der Saison nach der WM mit dem VfB Stuttgart tatsächlich noch Deutscher Meister geworden ist. Inzwischen spielt er aber wieder für seinen Stammclub, den FC Basel. In einem Interview meinte er gut ein Jahr nach der Schmach von Köln: »Ich wollte den Elfmeter nicht schießen, aber irgendeiner musste die Verantwortung übernehmen. Es war ein fürchterlicher Elfmeter, ja. Als ich den Ball treten wollte, fehlte mir plötzlich die Kraft. Als hätte jemand den Stecker rausgezogen. Ich hatte Angst. Es war schlimm.«

Das Elfmeterschießen im Achtelfinale gegen die Ukraine war in der Schweizer Planung offensichtlich nicht vorgesehen, so improvisiert und dilettantisch, wie es durchgeführt

wurde. Vielleicht aber ist es bezeichnend für die Schweiz und den Schweizer Fußballspieler im Besonderen, dass in solchen Situationen plötzlich die Nerven zu flattern beginnen, dass er nervös auf seiner Zunge herumbeißt, dass er nicht mehr an sich und seine Fähigkeiten glaubt. Vielleicht ist es aber nicht nur die lähmende Versagensangst, sondern immer auch schon ein Quäntchen zu schneller Zufriedenheit mit dem bisher Erreichten. Die Schweiz ist schließlich kein Fußballriese, seien wir doch glücklich und dankbar, es überhaupt bis hierher geschafft zu haben. Zwei Jahre zuvor bei der Europameisterschaft haben wir nicht mal die Gruppenspiele überstanden, jetzt sind wir schon ein Schrittden weiter gewesen, und die Fans haben begeistert das weiße Kreuz im roten Grund bis tief nach Deutschland hineingetragen ...

Mit Schaudern erinnert man sich an die EM 2004 in Portugal, wo das Schweizer Team von vorneherein damit zufrieden war, die Qualifikation für das Turnier geschafft zu haben, und ohne jegliches Feuer in den Gruppenspielen klar gegen England und Frankreich verlor. Dasselbe Frankreich, dem die Schweiz in der Vorrunde der WM 2006 locker ein Unentschieden abtrotzte.

Dabei war vor der Abreise nach Portugal im Juni 2004 der Bundesrat und Sportminister Samuel Schmid, ein leutseliger Magistrat aus dem Kanton Bern mit entsprechend gemächlicher Diktion, vor die Schweizer Nationalmannschaft getreten und hatte trutzige Worte an die Truppe gerichtet: »Ihr habt euch zusammengetan, um den Großen zu trotzen. Auch die Eidgenossen traten gegen Große an und fürchteten sich nicht; ihren Geist wünsche ich euch.«

Märchenonkel Schmid sprach hier einen nationalen Mythos an, er berief sich auf eine gängige Deutung der Entstehung der Schweiz: die innerschweizer Bauernstände,

die aus materiell motivierter Freiheitsliebe gegen die habsburgischen Lehnsherren revoltierten. Spieltaktisch von alpiner Beharrlichkeit beseelte Hirten traten gegen hoch organisierte und scheinbar überlegene Gegner an. Herz besiegte Hirn, kräftige Gebirgler ließen die Zwingherren in die Abseitsfalle laufen. Das Bild des naturwüchsigen, physisch starken Homo Alpinus, beispielsweise in der Figur des Wilhelm Tell personalisiert, ist eine hartnäckige Metapher in der Schweiz, die je nach Bedarf in allen gesellschaftlichen Sphären zum Einsatz kommt, auch im Fußball.

Maßgeblich beteiligt an der Institutionalisierung des Phantoms stabiler Bergbewohner war etwa der Berner Adlige und Dichter Albrecht von Haller, der 1729 in seinem Versepos »Die Alpen« ein Volk besingt, das in friedlichem Wettstreite seine Kräfte misst und seinen Körper ertüchtigt. Dieses schweizerische Körperübungsideal hat es bis in die Moderne geschafft und lässt sich in bundesrätlichen Reden gut auf den professionellen Sportbetrieb ausdehnen. Dass Minister Schmid dabei nicht noch das Schweizer Söldnertum als Vorbildfunktion des helvetischen Fußballs exemplifiziert hat, ist verständlich. Da zeigte sich nämlich die Kriegs- und Abenteuerlust des Homo Alpinus oft in verfänglichen Situationen. Bauernsöhne ohne Aussicht auf einen eigenen Hof oder auf eine Einheirat in einen solchen ließen sich zum Dienst in fremdem Militär anheuern und gingen im Solde verschiedenster mittelalterlicher Kriegsherren aufeinander los. Das ähnelt fast schon wieder dem, was heute im Fußball üblich ist. Die Schweizergarde, die farbenfroh für den Papst Dienst tut und auch eine Fußballmannschaft hat, ist übrigens das letzte Überbleibsel der Reisläuferei, wie dieses spätmittelalterliche Söldnertum auch heißt.

Die Nati – wie die Schweizer Fußballnationalmannschaft kurz und liebevoll genannt wird – tat Bundesrat Schmid in Portugal 2004 nur sehr bedingt den Gefallen, sich allegorisch in Hellebarden schwingende Urschweizer zu verwandeln. Der Feind, ob nun England oder Frankreich, war übermächtig. Nur gegen Kroatien schaute ein 0:0 heraus. Der Glaube an sich selbst und der Wille zum Sieg war bei den eidgenössischen Kickern nicht in dem Maße vorhanden, wie Bundesrat Schmid und man selber es sich gewünscht hätte. Und wir werden sehen, dass sich der Geist der Urschweizer, der Gründungsväter der Eidgenossenschaft und ihrer söldnerischen Nachkommen, in der Schweizer Fußballgeschichte öfter allzu vornehm zurückhielt. Auch wenn dieser märchenhafte Geist immer wieder beschworen wurde und die Schweizer Nati bei seltenen Gelegenheiten so spielte, als gäbe es ihn tatsächlich.

An der Weltmeisterschaft 2006 beim nördlichen Nachbarn sollte jedenfalls alles besser werden. Diesmal wollte man etwas reißen und der Welt zeigen, dass der Schweizer Fußball international konkurrenzfähig ist. Wir reden hier von einem Land, dessen diesbezügliche Anstrengungen lange von keinem wirklich großen Erfolg mehr gekrönt waren und dessen hervorragendster Beitrag zur weltweiten Kickerei die Ehre ist, das Geburtsland des FIFA-Präsidenten Joseph S. Blatter und Sitz ebenjener FIFA sowie der UEFA zu sein. Dieses Land wollte nun fern der Funktionärsebenen auch auf dem Fußballfeld wieder einmal über sich hinauswachsen.

Mit der WM-Qualifikation 2006 schien der moderne Fußball inklusive aller wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Begleiterscheinungen endgültig in der Schweiz angekommen zu sein. Die Begeisterung war riesig. In Dortmund, dem Schauplatz des Gruppenspiels gegen Togo, wehten Abertausende von Fahnen mit dem weißen



Kreuz auf rotem Grund. Das Westfalenstadion war fest in Schweizer Hand, 50 000 rotweiß gekleidete Fans feierten dort einen souveränen 2:0-Sieg ihres Teams.

Nachdem Südkorea mit demselben Ergebnis geschlagen wurde, war die Schweiz plötzlich Gruppensieger und hatte als einziges Team bei der Weltmeisterschaft noch kein Gegentor kassiert.

»Werden unsere Nati-Helden erst am Brandenburger Tor gestoppt? Nichts ist unmöglich.« So stand es hoffnungsfroh kurz vor dem Ukraine-Spiel schlagzeilendick in der einzigen Schweizer Boulevardzeitung »Blick« zu lesen.

Die Schweiz im Endspiel der Fußballweltmeisterschaft? Dieser etwas haltlose Prospekt war vielen Schweizerinnen und Schweizern dann doch zu dick aufgetragen. Sofort regte sich zudem die praktische Vernunft in jedem wahren Eidgenossen, und es stellte sich die Frage, ob man mit dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft ausländische Investoren, Geschäftspartner, Touristen, Verbündete, wen auch immer, verärgern würde. Weil der sportliche Erfolg zwar ganz schön sein mochte, das Erfolgsrezept der Marke Schweiz aber woanders liegt: im diskreten Dienen, in der Verfügbarkeit auch in Krisenzeiten, in der Verschwiegenheit, im verständigen Verstecken fremder Gelder, in der Fähigkeit zum Ausgleich, im kollektiven Kompromiss.

Auch diese jähe haltlose Begeisterung, die sich beim Fußball plötzlich manifestierte, ist etwas Unübliches, durchaus Furchteinflößendes und latent Unterdrücktes in der Schweiz. Normalerweise wird im Lande der Geranienbalkons und des politischen und gesellschaftlichen Kollegialsystems nicht so übertrieben reagiert. »Es ist bei uns gute Tradition, dass man unter keinen Umständen versucht, großer Begeisterung Ausdruck zu geben. Das geschieht einerseits aus einem schönen Schamgefühl, andererseits

aus dem Bedürfnis nach Ausgleich heraus«, heißt es ganz seriös in einem Buch aus den fünfziger Jahren mit dem Titel »Betrachtungen zur Schweizer Gegenwart«.

Begeisterung für den Fußball war in der Eidgenossenschaft bis dahin absolutes Minderheitenprogramm gewesen. Doch nun zeigten sich nicht nur viele Normalsterbliche etwas clownesk ganz in Rotweiß, selbst Politiker aller Parteien fanden sich gehäuft bei den WM-Spielen ein. Auch im kulturellen Umfeld war nun plötzlich jeder schon immer ein Fan des runden Leders gewesen, und Fußball wurde zum Objekt ästhetischen Schaffens. Die traditionell fußballfeindliche Linke akzeptierte die neue Form eines gemäßigten Patriotismus ebenso erfreut wie bei den Rechten darüber die Schnauze gehalten wurde, dass dunkelhäutige und andere Kicker eigentlich ausländischer Herkunft die Ehre des schönen Schweizer Vaterlandes auf dem Fußballplatz verteidigten.

Es sah ganz so aus, als ob der Fußball alle Grenzen überwinden würde, selbst die inneren der Eidgenossenschaft, jene zwischen der französischen, italienischen und deutschen Schweiz. Dieses Land ist eine Willensnation, in dem vier Sprachen und verschiedenste Mentalitäten zu einem Staat zusammengeworfen sind. Die traditionell eher Frankreich zugeneigten Westschweizer und die zumindest kulturell Deutschland hörigen Deutschschweizer – was bestand da stets für ein Konfliktpotenzial, das sich durch die Jahre auch beim Fußball manifestierte.

Den Unterschied zwischen welschem und deutschem Temperament gab es immer, je besser aber der Ausgleich funktionierte, desto stärker präsentierte sich der Schweizer Fußball. Außerdem war die Eidgenossenschaft schon immer ein klassisches Immigrationsland. So genannte Gastarbeiter kamen, aber auch immer wieder Flüchtlinge aus politischen Krisengebieten. Ihre Nachkommenschaft spiel-

te gut Fußball, in welchem Landesteil auch immer. Mit dieser schleichenden Internationalisierung des Schweizer Fußballs seit etwa 1970 und den sich allerdings erst viel später einstellenden Erfolgen klafften die internen Sprach- und Kulturgrenzen nicht mehr so stark.

Die Schweiz gewann doppelt durch den Fußball: Er war ein perfektes Integrationsmittel und wurde zugleich zum neuen nationalen Identitätsmodell, als sich internationale Erfolge einstellten.

»Freude herrscht!« Das behauptet der einstige Bundesrat und auch nach seiner politischen Karriere in der Sportwelt immer noch recht umtriebige Adolf Ogi. Insofern wagt man es mittlerweile sogar offiziell auszusprechen, dass die Schweiz die Europameisterschaft 2008 gewinnen will. Auch wenn es möglicherweise nur Motivierungsversuche und trotzige Selbstbehauptungen sein mögen, so sind das doch ganz neue Töne, die man bisher im Schweizer Fußball noch nie so direkt gehört hat.

Auch wenn die Schweizerinnen und Schweizer noch immer nicht so ganz fit im Jubeln und Feiern sind, so tun sie doch ihr Bestes. Trotz des Versagens der drei Antihelden Streller, Barnetta und Cabañas wurde die Nationalmannschaft bei ihrer Rückkehr begeistert empfangen. Doch rasch begnügte man sich mit dem Erreichten und ging zur Tagesordnung über. Man tröstete sich mit dem »Blick«: »Unsere Helden müssen nach Hause. Ohne ein Gegentor bekommen zu haben. Ja, die Schweiz hat sogar ein Stück WM-Geschichte geschrieben. Sie ist die erste Mannschaft überhaupt, die aus einem WM-Turnier ausgeschieden ist, ohne einen einzigen Gegentreffer kassiert zu haben!«

Das ehrenvolle Scheitern ist eine durchaus sympathische Eigenschaft. Die Schweizer Fußballgeschichte ist ein ganzes Alpenmassiv voller Gipfel an unglücklichen Niederlagen, gestrauchelten Heroen und mittleren Spielkatastrophen:

an einem Tag die Helden, am anderen Tag die Deppen. Aber ist das auf längere Sicht gesund? Kann sich so die nötige Siegermentalität im Fußball entwickeln?

Überhaupt: Die Schweizer können nicht so recht mit Dramen umgehen, sie sind tragödienunfähig. Nebenbei bemerkt: Komödienunfähig sind sie auch. Die Schweizer verstehen sich nicht auf die große Geste um ein Nichts. Ihr Verhältnis zum Fußball ist allzu schnell wieder vernünftig und immer etwas zwanghaft. Deswegen liegt vielen Schweizern auch diese Europameisterschaft im eigenen Land schwer auf dem Magen oder auf dem Geist. Was da wohl kommen mag? Fremde Fötzel, Ausländer, Hooligans, die blühende Geranien vom Balkon reißen? Ausländisches Bier und fremde Sponsoren, UEFA-Vögte und unschweizerisch rechtsfreie Fan-Meilen? Diese Euro 2008 könnte ein Kuckucksei sein. Wenn die Schweiz schon nicht gewinnt, dann soll sich die ganze Sache wenigstens finanziell rentieren.

Um es als quasi theoretischen Unterbau hier noch einmal klar auszudrücken: Der Fußball hatte es lange sehr schwer in der Schweiz. Es gibt keine leidenschaftliche Liebesbeziehung zwischen diesem Land und dem runden Leder. Es gibt wohl einige typische Schweizer Verhaltensmuster, aber keinen typischen Schweizer Fußball. Die einzige originale Erfindung war der Rappan-Riegel, ein Defensivkonzept, das von den Italienern übernommen und zum Catenaccio umgedeutet wurde. Aber die Schweiz war von Anfang an beim Fußballspiel dabei und ist immer wieder keck in die Phalanx der Großen eingebrochen.

Und Marco Streller hat sich mittlerweile zu einem verlässlichen Torschützen für die Nati entwickelt. Denn auch das gilt: Schweizer lernen gut und schnell.

## Wie der Fußball in die Schweiz kam

Am 18. April 1895 wettete die Berner Tageszeitung »Der Bund« gegen das Fußballspiel im Allgemeinen und forderte ein sofortiges und unbedingtes Verbot dieses gefährlichen Tuns. Gerade war ein Dreizehnjähriger gestorben, der sich eine schwere Kopfverletzung beim Tschutten zugezogen hatte. »Tschutten« oder auch »Schutten«, wie die Berner sagen, ist das vom englischen »shoot« abgeleitete schweizerdeutsche Dialekt-Wort für Fußball spielen. Das Spiel mit dem runden Leder jedoch war nicht mehr aufzuhalten. Zwölf Tage zuvor hatten sich Vertreter von sieben Clubs zur Gründung der Schweizerischen Football Association SFA zusammengesetzt. Auf Einladung des Grasshopper-Club Zürich und seines Team-Kapitäns Ernest A. Westermann trafen sich um 14 Uhr im Restaurant oder Buffet des Bahnhofs Olten dreizehn Vertreter dieser sieben Vereine: Lausanne Football and Cricket Club, La Villa FC Ouchy, Neuchâtel Rovers FC, Yverdon FC, FC Excelsior Zürich, FC St. Gallen sowie die Grasshoppers. Entschuldigt hatte sich der FC Basel, der Anglo-American FC Zürich und La Châtelaine FC konnten keine Delegierten nach Olten, den zentralen Eisenbahnknotenpunkt der Schweiz, senden, weil alle Mitglieder schon in den Ferien weilten, und La Villa Longchamp FC fehlte ohne jede Angabe von Gründen.

Es existierten zu diesem Zeitpunkt schon mehr als nur diese elf Fußballclubs, etwa der FC Bern, Old Boys Basel oder der FC La Chaux-de-Fonds. Warum nur die oben erwähnten Vereine zur Verbandsgründung eingeladen wurden, lässt sich nicht mehr eruieren. An den Vereinsnamen sieht man aber, woher der entscheidende Impuls

gekommen war: Die englische Krankheit war auch in der Schweiz ausgebrochen.

Es gab schon länger ein inniges Verhältnis zwischen England und der Schweiz, eine vielfache, von gegenseitiger Wertschätzung getragene Verbindung. Das hatte einerseits mit dem Glauben zu tun. Die reformierte Schweiz, und da vor allem die Genfer mit ihrem Reformator Calvin, waren dem anglikanischen England nahe und unterhielten schon seit 1600 beste diplomatische Beziehungen mit Elisabeth I. und danach mit Oliver Cromwell.

Vorher allerdings, 1516, hatte der große englische Humanist Thomas Morus in seiner »Utopia« die Schweizer, namentlich die überall in Europa für fremde Herren kämpfenden Söldner und Reisläufer, noch verflucht: »Wem sie um Sold dienen, für den fechten sie mit Eifer und unerschütterlicher Treue. Jedoch verpflichten sie sich nicht bis zu einem bestimmten Termin, sondern ergreifen nur unter der Bedingung Partei, dass sie bereits am nächsten Tage zu den Feinden übergehen können, wenn ihnen diese höheren Sold bieten, und schon am übernächsten kehren sie zurück, verlockt durch ein wenig mehr Geld.« Das klingt fast so wie eine Beschreibung des modernen Fußballs mit seinen rasanten Personalwechseln und rein wirtschaftlichen Überlegungen.

Nur Engländer leisteten es sich, um 1820 in Europa herumzureisen, und bald fokussierte sich ihr Interesse auf die Alpen und die Schweiz. 1835 war der damals sechzehnjährige John Ruskin, später ein einflussreicher Kunsthistoriker und Sozialphilosoph, zum ersten Mal in der Schweiz und rief überschwänglich aus, sie wäre »das Heilige Land meiner Zukunft und meine wahre Heimat«. Seine Begeisterung ließ nie mehr nach, zusammen mit dem berühmten Dichter William Wordsworth wurde er zum »Hohepriester der Alpen«. 1856 wurde in London der

»Alpine Club« gegründet, danach kamen die sportbegeisterten Engländer, um die helvetischen Alpengipfel wie das Matterhorn, die Dufourspitze oder den Dent Blanche zu besteigen. 1863 führte die allererste Pauschalreise eines Tourismusanbieters, des Branchenpioniers Thomas Cook, selbstverständlich in die Schweiz. Sie war als Abenteuerland entdeckt, als »Playground of Europe«, wie der Titel eines damaligen Bestsellers über die Schweiz lautete.

Auch als ruhiger, idyllischer und erst noch demokratischer Hort im Strudel internationaler politischer Konflikte galt die Schweiz den Engländern viel. In der freien Luft der Alpen und des Wirtschaftsliberalismus entwickelte sich der junge Mensch am besten. So wurden englische Schüler in die exklusiven Internate und Institute am maleischen Nordufer des Genfersees geschickt. Die Lehrpläne dieser Bildungsstätten enthielten schon damals regelmäßige Sportstunden, während an den staatlichen Schweizer Schulen noch Jahrzehnte später jeglicher Sportunterricht verpönt war und stattdessen allerhöchstens eine paramilitärische Ausbildung gepflegt wurde.

Dennoch war ein großer Teil der Schweizer Jugend sehr empfänglich für den »English Way of Life«. Er verkörperte mit seinen universellen Regeln und dem offenen Wettbewerb eine grundsätzliche Weltgewandtheit und Modernität. Enge nationale Grenzen wurden durch großzügige Sportkameradschaft erweitert und gesprengt. Kein Wunder, dass der Fußball zuerst in den industriell am weitesten fortgeschrittenen Staaten Fuß fasste. Dazu gehörte eben auch die Schweiz des 19. Jahrhunderts mit ihrer hochentwickelten Textil- und Uhrenindustrie.

Gespielt wurde am Genfersee gleichermaßen mit dem ovalen Ball (rugby football) wie mit dem runden Leder (association football). Mit der Zeit verdrängte aber das Association Game das wesentlich wildere, regellosere Rugby.

Gerade die vernünftigen Richtlinien und Normen brachten die Lehrer an den Instituten dazu, den Fußball statt des Rugbys ausüben zu lassen. Beispielsweise in Schulen wie dem »Le Rosey« in Rolle, das heute als exklusivstes Internat der Welt gilt und Schüler wie Aga Khan, Dodi al-Fayed, die Benettons oder die Rockefellers hatte.

»Es war ein seltsames Spiel. Ein Dutzend junger Männer, manche fast noch Knaben, angetan mit verschmutzten Kniebundhosen, leichten Pullovern und runden Mützen, rannten auf einem abgesteckten Grasplatz wild durcheinander, drängten und fielen, feuerten sich an oder riefen heisere Flüche ... Nur ein Ball gab den Rhythmus vor, eine zusammengeflackte Lederkugel, die, von kräftigen Fußritten gestoßen, über die holprige Wiese sprang.« Dieses Stimmungsbild vom frühen Fußball entstammt einem biographischen Roman über das Leben von Walther Bensemann. Er gilt als der Mann, der den Fußball nach Deutschland brachte. 1873 in Berlin geboren, besuchte der Sohn eines Bankiers eine Privatschule in Montreux am Genfersee und lernte dort den Fußball kennen. Als er nach Karlsruhe ging, um sein Abitur zu machen, gründete er den International Football Club, den ersten Fußballverein Deutschlands. Der nicht so begnadete Fußballer war ein genialer Organisator und hartnäckiger Funktionär. 1900 gehörte er zu den Mitbegründern des Deutschen Fußball-Bundes, 1920 schuf er mit dem »Kicker« eine viel beachtete Fußballzeitung. Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten emigrierte Bensemann wegen seiner jüdischen Herkunft wieder in die Schweiz, 1934 starb er einsam und vergessen in Montreux. »Der Sport ist eine Religion, ist vielleicht das einzig wahre Verbindungsmittel der Völker und Klassen.« Diese Worte Bensemanns charakterisieren bestens die Euphorie der frühen Fußballjahre.



Das englische Sportmodell mit seinen reglementierten Spielen verbreitete sich recht schnell. Sport wurde vermehrt als sinnvolle und kontrollierte Freizeitaktivität, als Lehrfeld für das »richtige Leben« angesehen. 1874 war das Schulturnen für Knaben obligatorisch geworden, und ab 1880 wurde bereits an einigen wenigen Basler und Zürcher Gymnasien zur Leibesertüchtigung Fußball gespielt.

Dennoch standen die einflussreiche Schweizer Turnerschaft und heimatliche Brauchtumsbewahrer der englischen Fußlümmelei nach wie vor äußerst kritisch gegenüber. Die Opposition der Turner richtete sich vor allem gegen die Förderung der individuellen Leistung und den Wettkampf der Sportler. Dagegen setzten die Turner die pädagogische Aufgabe des »Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper« und das Prinzip des Jeder-kann-Mitmachen. Ihr wohlgeordneter hierarchischer Verband und ihre Vereine übten eine gesellschaftspolitische Rolle aus, die den Fußballclubs noch abging. Doch im Rahmen der eidgenössischen Konkordanz, mit einem gut helvetischen Kompromiss, sollte der Fußball von der einen Fraktion die sportliche Leistungsbereitschaft und von der anderen die probate Organisationsform des Vereins übernehmen und so auch in der Schweiz zur populärsten Sportart werden.

## Die Vereine legen los

Der erste Fußballverein der Schweiz entstand wider Erwarten nicht am Genferseeufer, obwohl dort schon früh Schulteams wie Château de Lancy (um 1860) und La Châtelaine Genf (1869) spielten. Der erste Schweizer FC wurde am anderen Ende der Alpenrepublik gegründet, im Osten, in Sankt Gallen. Die Initiative dazu ging auf einige junge Kaufleute zurück, die den Fußball im Institut Schönberg am Bodensee von englischen Studenten kennengelernt hatten.

Als ältestes Dokument ist ein vom 19. April 1879 datiertes Statutenexemplar bekannt, und mit diesem Entstehungsdatum gilt der FC St. Gallen neben dem AC Le Havre und dem Boldklub Kopenhagen als ältester Fußballclub des europäischen Festlandes.

Im August 1886 wurde dann der Grasshopper-Club Zürich gegründet, von einem Mister Tom E. Griffith, der auch für den englischen Clubnamen sorgte. Griffith und seine Mitstreiter aus dem Zürcher Selnau-Quartier hatten schon sportliche Erfahrung als Turner, Schwimmer oder Eisläufer. An der Gründungsversammlung wurde der Vereinsbeitrag auf drei Franken festgelegt. Dort wurde auch gleich ein erstes Ehrenmitglied aufgenommen, denn ein Oberst spendierte spontan zwanzig Franken und ermöglichte den jungen Leuten den Import eines Fußballs und Dresses und Mützen in den blauweißen Farben.

1890 entstand der FC Servette Genf, wo zuerst Rugby und erst ab 1900 Fußball gespielt wurde. 1893 gründeten Mitglieder des Basler Ruderclubs den FC Basel. Im gleichen Jahr konstituierte sich der FC Excelsior Zürich, der

fünf Jahre später mit dem 1896 entstandenen FC Zürich fusionierte. 1894 kam auch die Hauptstadt der Schweiz zu ihrem Fußballclub, dem FC Bern. Vier Jahre später gelangte der Berner Sportclub Young Boys zur Bewegung, der, wie der Name sagt, ursprünglich als Schülerteam gegründet wurde und die Strukturen des FC Bern wie Trainingsplatz, Bälle und Schiedsrichter mitbenützen durfte.

»Das Jahr 1900 begann mit einer freudigen Überraschung: einige begeisterte Passive und Gönnerinnen stifteten dem Club eine Fahne. Das schmucke Symbol der Einheit und Einigkeit, die gelb-schwarze Clubstandarte aber führte kein ungestörtes Dasein im Schranke; sie begleitete die Mannschaft regelmäßig zu den Wettspielen, von denen sie sehr oft, wenn auch nicht kranzgeschmückt, doch siegesbeschwert heimkehrte.« So steht es in einer Festschrift der Young Boys zu lesen, der Kranz ist übrigens die klassische Trophäe der Turner.

Die Vereinsgründungen häuften sich. Ihre Initiatoren waren zumeist junge, urbane Menschen, die zugleich als Spieler und als Funktionäre der Clubs fungierten. Die Schweiz war am Ende des 19. Jahrhunderts ein fortschrittlicher Staat, ein politisches und gesellschaftliches Juwel Europas. Während sich andere europäische Staaten in Kolonialismus, Imperialismus und Nationalismus verrannten, wurde die Eidgenossenschaft zum Hort des internationalen Völkerrechts und des Roten Kreuzes. Mit der Revision der Bundesverfassung 1874 wurden partikularistische Anwendungen der Kantone rigoros den Interessen des Staatsganzen unterstellt. Die Bundesgewalt wurde verstärkt, und die Schweiz nahm den Weg zum Wohlfahrtsstaat. Zugleich wurden die Mittel der direkten Demokratie geschaffen: Referendum und Volksinitiative. Politische Geschäfte mussten auf Verlangen dem Volk zur Annahme oder Ablehnung an der Wahlurne unterbreitet werden. Andererseits

war es möglich, mit genügend Stimmen im Rücken eigene politische Initiativen zur Volksabstimmung zu bringen.

Erste staatlich garantierte Kantonalkassen boten Sparsicherheit, um Investitionen zu finanzieren und das Wachstum zu beflügeln. In den Städten entwickelten sich moderne Verwaltungen von Zoll, Post, Telefon, Telegraph und Eisenbahn, die dynamische, gut ausgebildete Mitarbeiter suchten. Die Arbeitszeit wurde geregelt und Freizeit langsam ein wichtiger Faktor. Und mit was Besserem als mit Fußball konnte diese individuelle, freie Zeit gefüllt werden?

In allen größeren Städten der Schweiz entstanden Fußballvereine. Der Verband SFA übte zwar keinerlei Propagandatätigkeit aus, aber es reichten persönliche Kontakte oder auch nur Gerüchte über das neue, sensationelle Spiel. Zur Clubgründung genügte eine Gruppe Gleichgesinnter und ein Ball von echt englischem Fabrikat. Viele Clubs verschwanden allerdings genauso schnell wieder, andere blieben bis heute bestehen.

Vorerst hatte so mancher Verein aber mit großen logistischen Problemen zu kämpfen, denn ein Platz, eine Wiese oder Matte musste her. Verantwortliche eines Basler Vereins bestachen daher den Hausmeister einer Fabrik mit angrenzendem Brachland »mit mehreren Flaschen Bier, sodass dieser sich dem Trunke hingab und die Fußballverrückten nicht mehr störte«. Insgesamt mussten die Schweizer Fußballpioniere eine funktionierende Struktur aus eigener Kraft schaffen. Das schweißte zusammen, schaffte ein leidenschaftliches Bewusstsein, und so konstituierte sich auch der Verein als Schicksalsgemeinschaft, als Herzstück des Sportgeschehens. Systematisches Training, Wettkämpfe, die Interessenvertretung gegenüber Behörden und Öffentlichkeit, finanzielle Ressourcen – für all das war nun der Club zuständig.

Die Vereinsdichte in der Schweiz ist auch heute enorm groß, nicht nur im Fußball. Auch Freunde des Handorgelspiels oder der Kleintierzucht haben ihren Club. Der Verein ist der soziale Organismus, die Gesellschaft im Kleinen, in der sich Verantwortlichkeit und Engagement ausüben lassen können. Das Zusammentreten selbständiger Individuen zum gemeinsamen Zweck im Verein wird in der Schweiz sogar zu einem Modell für die Vereinigung der Kantone zu einem gemeinsamen Staat.

Die neu gegründeten Fußballvereine wollten schließlich auch gegeneinander spielen, doch die Schweizerische Football Association konnte da noch nicht allzu viel bewegen. In den ersten zwei Jahren ihres Bestehens traten mehr Vereine wieder aus als in die SFA ein. Die eigentliche Initialzündung für die junge Bewegung bildete die ab April 1897 in Genf erscheinende Sportzeitung »La Suisse Sportive«. Das Wochenblatt berichtete über Radsport, Automobilismus, Touristik, Athletik, Alpinismus, Tennis, Fechten, Boxen, Reiten, Turnen und auch Fußball. François J. Dégerine, einer der beiden Herausgeber, war der Meinung, dass es eine Fußballmeisterschaft in der Schweiz geben sollte, und trieb auch gleich einen Sponsor auf. Das französische Champagner-Haus »Ruinart« in Reims, vertreten durch seinen Generalvertreter für die Schweiz, spendierte eine fünfzig Zentimeter hohe Trophäe.

Doch der SFA war nicht begeistert von einer Meisterschaft, denn das bedeutete eine fixe Anzahl Spiele, die die meisten Clubs wegen ihrer prekären finanziellen Verhältnisse nicht machen konnten. Schon die Reisekosten zu den jeweiligen Spielorten überforderten die Vereine maßlos, der Verband sah also vorerst von einer nationalen Meisterschaft ab.

Dégerine jedoch ließ nicht locker und war mit 27 Jahren zum Vizepräsidenten des Fußballverbandes gewählt worden. Wenn man sich später die Greise und Halbtoten in den internationalen und nationalen Verbänden ansieht, ist es erstaunlich, dass damals junge und aktive Sportler die Verbandsarbeit erledigen konnten. Dégerine überlegte sich, dass eine populäre Sportart der weniger bekannten helfen würde, und organisierte für ein normalerweise sehr gut besuchtes Radsportmeeting in Basel eine fußballerische Eröffnungsveranstaltung. Der FC Basel spielte gegen eine Genfer Stadtauswahl, deren Kapitän Dégerine war, und gewann 2:0. Die meisten der zahlreichen Zuschauer, die vor allem wegen des Radrennens gekommen waren, sahen so zum ersten Mal Fußball. Der rührige Dégerine war hochzufrieden mit seiner Werbeaktion, bildete ein Ehrenkomitee und schrieb für 1897/98 einen Wettbewerb aus, an dem elf Clubs teilnahmen. Am Ende besiegten die Grasshoppers die beiden Internats-Teams La Villa Longchamp und La Châtelaine klar und wurde erster, wenn auch noch inoffizieller Schweizer Meister.

Anfang 1898 war auch in der deutschen Schweiz ein »Organ zur Pflege schweizerischen Sportlebens«, das »Schweizer Sportblatt«, erschienen. Dem gemeinsamen Druck dieser geballten Medienmacht konnte sich der Verband nun nicht mehr entziehen. Seine neuesten Statuten enthielten neben dem ausdrücklichen Zweck, das Fußballspiel mit Macht zu fördern, auch die Verpflichtung zur Organisation der schweizerischen Meisterschaftsspiele und internationaler Matches.

Der Schweizer Fußballverband SFA war als dezentrales Organ konstruiert. Beim Sitz herrschte das so genannte Vorortsprinzip, der Verbandssitz wechselte jeweils den Ort. 1897 tagte die Vereinigung in Bern, kurz danach wurde auch der Präsident des FC Bern, Paul Kehrli, Vorsitzen-